

KOMMENTAR



Wolfgang Degen
zur Raubserie
E-Mail: wdegen@vrm.de

Doppel-Räuber

Vorne im Saal geht es um Verbrechen junger Männer, um Raubüberfälle. Hinten wird ab und an gelacht, da sitzen Kumpels, Freunde. Der Richter wird die befremdliche Heiterkeit zu bunt: Was lustig sein soll, will sie wissen. So geschehen vor kurzem vor der Jugendstrafkammer. Dort sitzen wieder Männer, deren kriminelle Energie noch übertrifft wird von einem Mix aus Perspektiv- und Haltlosigkeit, aus Verweigerungshaltung und Abhängigkeit, und – mit Verlaub – einer gehörigen Portion Dummheit. Täter wie sie berauben Opfer, und auch sich selbst, und zwar ihrer ohnehin geringen Chancen. Mit großen Augen gucken manche erschrocken, wenn die Urteile verkündet werden. Ach, so schlimm war das? Die Wiesbadener Polizei ist bei ihren aktuellen Ermittlungen zu einer Häufung von Raubtaten wieder einmal auf „alte Bekannte“ gestoßen: Kaum draußen aus der Haft, sind sie wieder drinnen in U-Haft. Ein Leben als Drehtür. Schreckt das nicht ab? Für die paar Euro Beute ein verpfushtes Leben. Der eine folgt scheinbar unbeirrt den kriminellen Pfaden seiner Brüder, als gäbe es keinen anderen Weg. Der andere verwechselt offenbar ebenfalls ohne jedes Unrechtsbewusstsein dauerhaft Film und Realität. Warum eigentlich sollen wir für derart Unbelehrbare ständig besonderes Verständnis aufbringen? Wie ist es denn um ihr Verständnis bestellt? Opfer scheinen ihnen im Grunde ja egal zu sein.

PUNKTUM

Wegen wem?

(ml). Gleich werde ich Ihnen erklären, wegen wem ich diese Glosse schreibe. Wegen wem? Irgendwie klingt diese Formulierung nicht ganz astrein. Klingt umgangssprachlich. Ein Kollege schlägt „weswegen“ vor. Unbefriedigend, weil es um eine Person geht. Anruf bei der Gesellschaft für deutsche Sprache mit Sitz in Wiesbaden. Nicola Frank, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der GfDS, hat kein Problem mit „wegen wem“. Den Gebrauch des Dativs nach wegen habe die Duden-Redaktion schon vor einigen Jahren abgesegnet. Sie selbst würde höchstens beim Lektorieren eines stilistisch hochstehenden Romans ein „weswegen“ einfügen. Aber das sei eigentlich veraltet. Wollen Sie noch wissen, wegen wem ich diese Glosse geschrieben habe? Mein Bruder hat mich angemalt und nach „wegen wem“ gefragt. Er fand, als Redakteurin müsse ich das doch wissen...

ZITAT DES TAGES

» Wo angetippte Bäume stehen, sollte man aufpassen und nicht darunter hindurchgehen. «

SABINE RIPPELBECK, Forstamtsleiterin, zur Situation im Wiesbadener Wald nach Durchzug von Orkan „Xynthia“.

LESERBRIEF

Post

„Ich bin ratlos...“

Thilo von Debschitz aus Wiesbaden wundert sich über die Servicebereitschaft der Post:

„Als weltweit führender Post- und Logistikkonzern ist die Deutsche Post DHL stolz auf ihre Erfolgsgeschichte. Sie hat Kunden in vielen Teilen der Erde. Aber meine Post will die Post nicht haben: Eines Morgens ging ich zur nächstgelegenen „Post Agentur“ auf dem Gelände Unter den Eichen, um dort ein Paket aufzugeben. An diesem Vormittag ist die Agentur jedoch geschlossen. Also nehme ich das Paket mit zur Arbeit; in meiner Mittagspause will ich es in die Postfiliale in der Saalgarbe bringen. Dort stehe ich ebenfalls vor verschlossener Tür – Mittags-

pause! Die auf der Post-Website angegebenen Öffnungszeiten stimmen nicht. Verwundert über so wenig Kundenorientierung nehme ich mir vor, am Abend zur Hauptpost am Bahnhof zu fahren. Dort stehen keine freien Parkplätze zur Verfügung, ich parke aber falsch und springe mit meinem Paket schnell ins Gebäude. 30 Menschen stehen dort mit ihren Poststücken in einer bewegungslosen Schlange. So lange kann ich nicht warten! Ich will am nächsten Morgen die Postzentrale in der Welfenstraße besuchen und plane, dies bequem vor der Arbeit zu erledigen. Doch finde ich mich wieder vor geschlossenen Türen wieder, sie öffnen sich erst ab 9 Uhr. Zu dieser Zeit muss ich bereits am Schreibtisch sitzen. Seit einigen Tagen fahre ich nun das Paket auf dem Beifahrersitz spazieren, ich bin ratlos...“

Ihr Glaube ist ihre Energiequelle

INTERVIEW Wiesbadener Arzt-Ehepaar John hat in Peru eine Top-Klinik geschaffen / 10,5 Millionen Dollar gesammelt

WIESBADEN Der Chirurg Dr. Klaus John, seine Frau, die Kinderärztin Dr. Martina John, und viele Helfer haben in Curahuasi im Süden Perus eines der modernsten Krankenhäuser des Landes aufgebaut. Motivation ist der unerschütterliche Glaube der beiden.

Herr John, ein supermodernes Krankenhaus im Süden Perus. Wer sind Ihre Patienten?

Die allermeisten sind Indianer. Wir hatten in den gut zwei Jahren, die es unsere Klinik gibt, 42 000 Patientenbesuche. 85 Prozent sind arme Patienten. Und sehr viele kommen von ganz weit her.

Und wer behandelt diese Menschen?

Die Klinik hat insgesamt 110 Mitarbeiter. 85 Peruaner, die ganz normal bezahlt werden. Die anderen sind Deutsche, Europäer, Amerikaner, die sich verpflichten, kostenlos für uns zu arbeiten. Darunter sehr viele hoch qualifizierte Leute.

Und wie finanzieren sie ihr Leben in der Zeit in Peru?

Sie bauen sich Freundeskreise auf, die sie quasi sponsoren. Trotzdem ist es natürlich finanziell ein großer Verlust für jemanden, der, sagen wir mal, hier als Facharzt in einem Krankenhaus gearbeitet hat oder in der Verwaltung. Aber unsere Mitarbeiter kommen nach Peru, weil sie etwas Sinnvolles tun möchten.

Ihre Geschichte klingt ja unglaublich. Berichten Sie nochmal von den Anfängen des Projekts „Diospi Suyana“ (Wir vertrauen auf Gott).

Angefangen hat eigentlich alles in der Elly-Heuss-Schule (lacht). Ich habe mich in meine Frau verliebt, als wir beide 17 waren. Wir haben die gleichen Kurse besucht. Und wir hatten den gleichen Berufswunsch: Wir wollten als Ärzte arbeiten und Menschen in Entwicklungsländern helfen. Südamerika faszinierte uns beide und so konkretisierten sich unsere Pläne im Jahr 2002. Aber klar war damals noch gar nichts. Vor allem hatten wir gar kein Geld für ein solches Riesenpro-



Klaus und Martina John vor ihrem Lebenswerk: Das Wiesbadener Arzt-Ehepaar hat das Krankenhaus „Diospi Suyana“ im Süden Perus gegründet und arbeitet dort mit mehr als 100 anderen Menschen zusammen. Sie behandeln vor allem Indianer aus dem Bergland.

jekt. Wir verschickten Briefe an Freunde und Bekannte und baten um Unterstützung, aber so richtig ließ sich niemand von unserem Enthusiasmus anstecken.

Das ist mittlerweile ja ganz anders. Wie erklären Sie sich die riesige Unterstützung, die Sie von den verschiedensten Seiten erfahren?

Ich erkläre sie mir aus meinem Glauben. Ohne Gottes Hilfe hätten wir, davon bin ich überzeugt, niemals 10,5 Millionen Dollar sammeln können. Niemanden wären wir so weit, wie wir heute sind. Und wer weiß, ob ich überhaupt noch am Leben wäre.

Wieso?

Ich hatte am 16. Dezember 2008 einen Autounfall, bei dem ich wie durch ein Wunder nur leicht verletzt wurde. Und der Wagen kam kurz vor dem Abgrund in allerletzter Sekunde zum Stehen.

Ist denn die Spendenbereitschaft der großen Firmen ge-



Beschwerliche Anreise: Viele Menschen nehmen weite Wege auf sich, um ins Krankenhaus zu kommen. Fotos: privat

ringer geworden im Zeichen der Finanzkrise?

Nein, gar nicht. Im Gegenteil. 2009 war unser bisher finanziell erfolgreichstes Jahr.

Wie müssen wir uns Ihr Leben in Peru überhaupt vorstellen?

Ich selbst bin fast die Hälfte des Jahres unterwegs, um uns bekannt zu machen und um Sponsoren zu finden. Vier Monate bin ich hierfür im Ausland. Und zwei Monate im Jahr muss ich einkalkulieren für Behördengänge in Lima. Alles wird in Lima entschieden. Anders geht es nicht. Große internationale Firmen haben uns hochwertigste medizinische Geräte gespendet. Ein komplettes CT, die Ausstattung für vier Operationssäle und vieles mehr. Aber auch peruanische Unternehmen machen mit. Mit meiner Frau und unseren drei Kindern leben wir in Curahuasi. Die beiden Älteren besuchen dort eine katholische Privatschule, unsere Tochter, sie ist 15, wird demnächst ein Jahr in die USA gehen, denn Englisch zu lernen dort in den Bergen Perus, ist

nicht so einfach.

Welches sind die häufigsten Erkrankungen ihrer Patienten?

Alles, was man sich vorstellen kann. Die Folgen von Armut spielen natürlich eine große Rolle, die von einseitiger Ernährung. Aber auch Gewalt, vielfach verursacht durch Alkoholismus, ist für viele unserer Patienten eine alltägliche Erfahrung. Vor allem für die Frauen und Mädchen.

Gehen Ihnen manche Patientenschicksale besonders nahe?

Ich schildere Ihnen zwei: Ein junger Mann, er heißt Rolando und ist vielleicht 18 Jahre alt, er kommt aus den Slums der Hauptstadt und kam zu uns. Er hatte eine große Verbrennung an der Schulter. Schon als Kind. Und wegen der Narbenbildung, Narbenwucherungen, konnte er 15 Jahre lang seine Schulter nicht bewegen. Er wurde bei uns kostenlos operiert und mobilisiert, jetzt kann er das wieder. Ein Hauttransplantat und Physiotherapie und das Problem ist gelöst. Dann fällt mir ein junger Mann ein, er ist 20 Jahre alt und querschnittsgelähmt. Er hatte überall offene Geschwüre. Er lag nur auf einer schmutzigen Matratze und wartete auf seinen Tod. Seine Cousine brachte ihn zu uns. Wir haben ihn ein halbes Jahr lang kostenlos behandelt. Alle Wunden wurden geschlossen und er lernte bei uns sogar Schreiben und Lesen.

Beschreiben Sie die Ausstattung des Krankenhauses nochmal genauer.

Wir haben die beste Intensivstation in den Bergen Perus,

arbeiten zum Beispiel mit Software der Firma Dräger, mit hochmodernen Geräten. Dräger hat beispielsweise die größte Sachspende ihrer Firmengeschichte an Diospi Suyana gemacht: Geräte im Wert von 300 000 US-Dollar.

Brauchen Sie noch Mitarbeiter?

Ja. Wir suchen gut qualifizierte Leute aus nahezu allen Fachgebieten. Sie müssen allerdings bereit sein, für mindestens ein Jahr bei uns zu leben und zu arbeiten.

Zum Schluss noch: Was ist ihr aktuellstes Projekt?

Unsere Zahnklinik. Eigentlich brauchen 5 000 Menschen in unmittelbarer Umgebung unseres Hospitals sofort eine zahnärztliche Behandlung. Wir werden also auch dort genug zu tun haben.

Das Gespräch führte
Anke Hollingshaus.

ZUR PERSON

Dr. Klaus John ist 49 Jahre alt und Chirurg von Beruf. Seine Ausbildung als Mediziner absolvierte er nach dem Studium in Mainz in Harvard, Yale, Johannesburg und Berlin. Klaus John ist mit der Kinderärztin **Dr. Martina John** verheiratet. Beide besuchten die Elly-Heuss-Schule und hatten schon früh den Traum, als Ärzte in der so genannten Dritten Welt zu arbeiten. Sie lebten und arbeiteten von 1998 bis 2003 in Ecuador und wohnen seit Herbst 2003 in Curahuasi in Peru. Familie John hat drei Kinder. Tochter Natalie ist 15, die Söhne Dominik und Florian sind 13 und knapp zehn Jahre alt.

NETZGESCHWÄTZ

„Mehr als warnen, kann man doch nicht“

Das Orkantief „Xynthia“ ist weitergezogen, doch seine Folgen beschäftigen die Internetgemeinde auch noch nach dem Sturm

WIESBADEN/REGION. (jdu). Stromausfälle, gesperrte Straßen und tragischerweise zwei Todesfälle in der Region: Das Orkantief „Xynthia“ ist inzwischen weitergezogen, doch seine Folgen beschäftigten die Nutzer auf wiesbadenerkurier.de auch am Tag nach dem Sturm.

So mussten in Kohlheck „an neueren Wohnhäusern“ die Dächer von der Feuerwehr gesichert werden, wie ein Kommentator berichtet, und sich

dabei fragt, „wie es um die Bau-standards und die Bauaufsicht in Deutschland bestellt ist?“. Zumal sich vor ein paar Jahren bereits das Dach eines neuen Hauses in der Goerdelerstraße abgehoben habe. „Wir hatten in Presberg seit 14 Uhr Stromausfall“, so ein User aus dem Rheingau, „seit 23 Uhr sind wir wieder am Netz. Meinen höchsten Respekt und Dank, dass die Helfer bei diesem Sturm die Leitungen repariert haben“. Rund um Bad Schwal-

bach und Umgebung waren die Freiwilligen Feuerwehren „fast pausenlos im Einsatz“, um die Straßen freizuhalten, wie ein Nutzer berichtet. „Es war sehr anstrengend und teilweise auch lebensgefährlich, wenn einem auf der Wisperstraße die Bäume vor die Füße fallen“, erzählt er. „Ohne uns sähen die Straßen jetzt nicht so aus und wären wahrscheinlich größtenteils gesperrt.“

Angesichts dieser Bilanz fragen sich einige User, ob man

früher vor dem Unwetter hätte warnen sollen. „Es ist doch nicht erst seit heute morgen bekannt, dass dieser Sturm kommen soll“, schreibt ein Kommentator am Sonntag. Tatsächlich habe der Deutsche Wetterdienst bereits am Samstagabend „eine amtliche Unwetterwarnung vor Orkanböen für den Stadtkreis Wiesbaden herausgegeben, antwortet ein anderer. „Das sollte doch reichen, um sich entsprechend einzurichten“, findet er.

„Mehr als warnen kann man doch nicht“, meint auch ein weiterer und äußert Mitgefühl, aber auch Unverständnis angesichts des tragischen Todes des 69 Jahre alten Mannes, der zwischen den Taunussteiner Stadtteilen Neuhoef und Orlen von einem Baum erschlagen wurde. Es sei für ihn „nicht nachvollziehbar“ wie erwachsene Menschen auf die Idee kommen könnten, „bei einem solchen Unwetter ausgerechnet in einen Wald zu gehen“.